

## »Fußnoten und Anmerkungen«

Vorlesung zum Abschluss der theologischen Dienstzeit \*

Hans Zirker

Einige erläuternde Gedanken vorweg: Die Situation von Theologen ist heutzutage nicht beneidenswert. Nicht nur die Gesellschaft, unter deren Bedingungen sie leben, ist in fundamentalen Orientierungen bis zur Zerklüftung hin plural (derzeit besonders brisant bei ethischen Diskussionen), sondern auch die Kirche, auf deren Glaubensverständnis sie sich prinzipiell verwiesen wissen. Zudem stellen sich der Theologie in jüngster Zeit vermehrt Aufgaben (oder sie mutet sie sich selbst zu), die die anspruchsvollen Etiketten „interreligiös“ und „interkulturell“ tragen. Gewiss war die Kirche in keiner Zeit so geschlossen und homogen, wie manche es sich wünschen mögen, doch wird sie heute von inneren Divergenzen, Spannungen und Gegensätzen in einem Maß angefochten, dass es ihre Identität zu zerreißen droht.

Wie gehen Theologen damit um? Bei etwas grober Zeichnung kann man drei Gruppen unterscheiden (die sich in der Realität vielfältig vermischen). Die einen beschränken sich derart auf historische, philologische, soziologische, semiotische u. a. Untersuchungen, dass sich ihnen das normative Problem, was (noch) gelten soll und worin dies begründet sei, nicht stellt. Doch der Theologie als ganzer ist dies verwehrt; sie würde sich sonst selbst aufheben. Andere wagen es, in angestregten Gedankengängen auszuarbeiten, wie es nach christlichem Glauben ‚wirklich‘ um Gott, die Welt und die Menschen steht. Doch werden ihre jeweiligen Voraussetzungen schon innerhalb von Kirche und Theologie nicht allgemein geteilt und finden ihre Ergebnisse nur begrenzte Zustimmung. Je mehr sie darauf setzen, generelle Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit zu erreichen, desto mehr verschleiern sie den partikularen, gar subjektiven Charakter ihrer Studien. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie sich eng konservativ oder aufgeschlossen vermittelnd geben. Wiederum andere wählen schließlich einen dritten Weg: anzuerkennen, dass religiöse und moralische Geltungen nicht in der Wissenschaft ausgemacht werden, sondern im Bewusstsein der Menschen, die in vielfältiger gesellschaftlicher und kirchlicher Kommunikation stehen, letztlich weder kirchenamtlich noch theologisch reglementierbar. Den Theologen bleibt dabei dreierlei aufgegeben: die Bedingungen für das Gelingen solcher Verständigung zu untersuchen, die Möglichkeiten ihrer Legitimation zu prüfen und sich an ihr hie und da mit der eigenen Sachkenntnis gleichsam experimentell zu beteiligen. Wer von der Theologie unverbrüchliche Maßstäbe, unaufgebbare Positionen und endgültige Einsichten

---

\* Als Abschiedsvorlesung gehalten am Ende des Wintersemesters 1999 / 2000 an der Universität – Gesamthochschule – Essen (heute: Universität Duisburg-Essen); für die digitale Publikation geringfügig verändert gegenüber der Veröffentlichung in: Werner Simon (Hg.), *meditatio. Beiträge zur Theologie und Religionspädagogik der Spiritualität* (Günter Stachel zum 80. Geburtstag), Münster 2002, S. 385–392.

erwartet oder diese selbst in ihr behaupten will, wird sich mit solch beschränkter Zielsetzung nicht abfinden können.

Außer diesen drei Optionen gibt es freilich noch eine radikal andere, die man nicht als vierte daneben stellen kann: Theologie als wissenschaftliches Bemühen überhaupt sein zu lassen. Dies tut formal die folgende kleine Vorlesung, indem sie reichlich subjektiv und essayistisch über Theologie redet, nicht freilich um sich von ihr zu verabschieden, sie gar zu denunzieren, sondern ihr auch so noch Respekt und Anhänglichkeit zu erweisen.

»Anmerkungen« und »Fußnoten« sollen heute mein Thema sein. Dabei will ich nicht *über* diese Formen wissenschaftlicher Arbeit sprechen (dies wäre vielleicht auch reizvoll), sondern selbst einige »Anmerkungen« und »Fußnoten« arrangieren – aber zu welcher Sache? Nicht zu der Ringvorlesung, die wir in diesem Semester am gleichen Ort und zu gleicher Stunde unter der Überschrift „Glaube und Bekenntnis“ gehalten haben, auch nicht eigentlich zu meinem Abschied von der Lehre an der Universität Essen, sondern zu meinem Theologie-Betreiben überhaupt, das nicht hier angefangen hat und mit dem heutigen Tag sicher nicht zu Ende sein soll, sich aber vielleicht erheblich ändern wird – ich bin selbst darauf gespannt, wie.

Meine Anmerkungen werden lauter kleine Fundstücke sein, Gelesenes, Aufgelesenes, mehr oder weniger ernst, mehr oder weniger besinnlich, unsystematisch, fragmentarisch, alle Stücke mir sympathisch, einiges wenige vielleicht auch etwas absonderlich, so dass Sie sich dabei fragen mögen: Was soll nun das? Aber auch dies hat seinen Sinn.

An den Anfang stelle ich einen Satz meines biblischen Lieblingsautors – dass sein Buch in den biblischen Kanon aufgenommen wurde, ist für mich eines der großen, geheimnisvollen Wunder der Heilsgeschichte –, einen Satz „*Kohelets, des Sohnes Davids, des Königs zu Jerusalem*“ (1,2):

*Gott ist im Himmel, und du bist auf der Erde; also mach nicht viele Worte!* (5,1)

Nicht die Aufforderung ist dabei bemerkenswert – wie viele Festredner sagen doch ähnlich, dass sie „keine lange Rede halten“ wollen –, sondern die Begründung: Kohelet schärft uns ein theologisches Sparsamkeitsprinzip ein oder, vielleicht sogar besser gesagt, ein theologisches Resignationsprinzip: „*Gott ist im Himmel, und du bist auf der Erde ...*“ – was willst du schon zu sagen wissen? Dabei muss man freilich einräumen, dass Kohelet selbst, an seinem Grundsatz gemessen, fast schon geschwätzig ist.

Aber wie pathetisch gequält klingt seiner Aufforderung gegenüber die Klage eines altägyptischen Autors aus der Zeit des Mittleren Reichs (2040–1650 v. Chr.)<sup>1</sup>:

---

<sup>1</sup> Nach: *Jan Assmann*, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München (1997) 1999, S. 97f.

*O daß ich unbekannte Sätze hätte ...  
 neue Rede, die noch nicht vorgekommen ist,  
 frei von Wiederholungen,  
 keine überlieferten Sprüche, die die Vorfahren gesagt haben.  
 ... was gesagt wurde, ist Wiederholung,  
 und gesagt wird nur, was gesagt wurde.  
 Man kann sich nicht mit den Worten der Vorfahren schmücken  
 [wir würden sagen: nicht mit Zitaten],  
 denn die Nachkommen werden sie herausfinden. ...  
 O wüßte ich, was die anderen nicht wissen,  
 was keine Wiederholung darstellt.*

Dieser Autor ist raffiniert: Er macht sich gerade damit namhaft, dass er metasprachlich feststellt, er habe nichts Neues zu sagen. Doch das war wohl neu, sonst würde man nicht heute noch von der „berühmten Klage“ des Chacheperreseneb sprechen.<sup>2</sup>

Inzwischen kann man aber damit auch nicht mehr kommen. So müssten heutzutage die Texte schon etwas ausgefallener werden, wenn sie derart Aufmerksamkeit verdienen wollten. – Kennt jemand von Ihnen folgende kleine Geschichte, die nach meiner Erinnerung Ludwig Wittgenstein in einer seiner sprachphilosophischen Skizzen erzählt? Aber wo genau und wie im Einzelnen? War es überhaupt Wittgenstein? Vielleicht kann mir jemand das Fundstück identifizieren:

*Lord Bolingbroke – oder welcher englische Adelsherr auch immer –  
 träumte, dass er im Oberhaus eine Rede hielte. Als er aufwachte,  
 merkte er, dass er wirklich im Oberhaus eine Rede hielt.*

Die Geschichte fasziniert mich – zum einen in ihrer Kürze, zum anderen habe ich das Gefühl, dies hätte auch etwas mit mir zu tun, mit meinem Theologie-Betreiben oder vielleicht sogar mit dem Theologie-Betreiben überhaupt. Dieses Erwachen hat etwas Eschatologisches an sich (wie eine Abschiedsvorlesung auch). Ich gebe Ihnen jedenfalls die Geschichte mit auf Ihre weiteren Wege.

Dann aber hänge ich auch gleich noch eine zweite an, die fast ebenso kurz und vielleicht etwas weniger rätselhaft ist, ein Fragment von Franz Kafka aus dem Jahre 1920.<sup>3</sup> Es hat nicht in erster Linie mit Reden oder Schreiben, sondern mit Sportlichem zu tun. Ein Schwimmer hat bei der Olympiade einen Weltrekord erkämpft, kehrt in seine Heimatstadt zurück und wird triumphal gefeiert. Beim Festbankett erhebt sich der Weltrekordler, nachdem er die Begrüßungen und Lobreden über sich hat ergehen lassen, und sagt:

*»Geehrte Festgäste! Ich habe zugegebenermaßen einen Weltrekord;  
 wenn Sie mich aber fragen würden, wie ich ihn erreicht habe, könnte*

<sup>2</sup> Ebd. S. 97.

<sup>3</sup> Zitiert nach: *Franz Kafka*, Nachgelassene Schriften und Fragmente II, hg. von Jost Schillemeit, Frankfurt a. M. 1992, S. 254–257.

*ich Ihnen nicht befriedigend antworten. Eigentlich kann ich nämlich gar nicht schwimmen. Seit jeher wollte ich es lernen, aber es hat sich keine Gelegenheit dazu gefunden.«*

So das Fragment, das noch weit Rätselhafteres und Bedenkenswertes enthält, als ich hier zitiere. Ich finde mich mit diesem Text nicht schnell zurecht, kann mich schon gar nicht leicht in ihm unterbringen: Ich habe keinen Weltrekord erkämpft, sondern werde emeritiert; großes Bankett mit Festreden gibt es auch nicht; aber sicher können wir uns alle erfreuen an dieser – wie ein Kommentator schreibt – „*Utopie: daß der Nichtschwimmer den Preis im Schwimmen erhielt*“<sup>4</sup> oder – könnten wir ergänzen – der über Gott weitgehend Unwissende und reichlich Verlegene Beruf, Brot und etwas Anerkennung in Theologie. Ist dieses Fragment nicht sogar eine kafkaeske Fassung der christlichen Rechtfertigungslehre? Weltrekord im Schwimmen für den Nichtschwimmer – sola gratia, reines Wunder der Gnade!

Vielleicht bin ich jetzt schon gar zu sehr ins Phantastische geraten; aber darin steckt meines Erachtens das in der Theologie noch lange nicht genug wahrgenommene, unauslotbare Problem von Fiktion und Wirklichkeit, von Religion und Einbildungskraft. Alles, was wir über Gott und sein Verhältnis zu den Menschen sagen, haben wir im Lauf der Zeiten und Wechsel der Kulturen aus den Elementen unserer Welt aufgebaut: dass er uns „erschaffen“ hat und zu uns „gesprochen“, dass er uns „liebt“, aber auch „richtet“, gar dass er einen „Sohn“ hat und ihn zu uns „schickte“ usw. – alles ist unseren Verhältnissen entnommen und auf ihn übertragen. Und wenn wir all dies Metaphorische von ihm wegnehmen wollten, weil es doch unsere eigenen Handlungen und Beziehungen sind, würden wir merken, dass wir nichts mehr von ihm sagen können. Nikolaus von Kues, der bedeutende Theologe, Kardinal und Kirchenpolitiker des späten Mittelalters (gest. 1464), schrieb in seiner Schrift „*De docta ignorantia – Die belehrte Unwissenheit*“:

*Die heilige Unwissenheit hat uns die Unaussprechlichkeit Gottes gelehrt ... Gemäß dieser negativen Theologie ist er deshalb weder Vater noch Sohn noch Heiliger Geist. Er ist nur der Unendliche.*<sup>5</sup>

Doch der Begriff „der Unendliche“ streicht bloß unsere Endlichkeit aus; das Ausstreichen aber schafft keine Bedeutungen, sondern schafft sie weg. Wir bestimmen dabei nicht mehr Gott, sondern nur noch unser Verhältnis zu ihm. – Aber können wir dann überhaupt noch sagen „zu ihm“? Was meint dann noch „er“? Auch diese Personalpronomen haben ihren angestammten Platz in unserer Welt, haben ihre Bedeutung von uns; selbst sie sind noch Metaphern.

<sup>4</sup> Ulrich Greiner, *Kafkas Halbbruder*, in: *Die ZEIT* Nr. 41, 2.10.1992, *Feuilleton*, S. 63.

<sup>5</sup> Nicolai De Cusa, *De docta ignorantia – Nikolaus von Kues, Die belehrte Unwissenheit*. Übers. und mit Vorwort und Anmerkungen hrsg. von Paul Wilpert, Buch I, Hamburg <sup>3</sup>1979, S. 111, Nr. 87.

Radikaler als Nikolaus von Kues sagte deshalb Meister Eckhart, Dominikanermönch und Theologe des hohen Mittelalters (gest. ca. 1327/29), in einer seiner Predigten:

*Denn, liebst du Gott, wie er Gott ist, wie er Geist ist, wie er Person ist und Bild – all das muß weg! »Wie soll ich ihn denn lieben?« – Du sollst ihn lieben, wie er ein Nicht-Gott ist, ein Nicht-Geist, eine Nicht-Person, ein Nicht-Bild; vielmehr: wie er ein lauterer, reines, klares Eines ist, geschieden von aller Zweiheit.*

*In diesem Einem sollen wir ewig versinken vom Nichts zum Nichts.<sup>6</sup>*

Und paradoxerweise fügt er an: „Dazu helfe Gott. Amen.“ Denn auch Eckhart braucht seine Vorstellungen – z. B. dass Gott „hilft“ –, obwohl er kurz zuvor noch predigte:

*von ihm kann niemand etwas sagen noch verstehen ... Sage ich nun: »Gott ist gut« – das ist nicht wahr; vielmehr: Ich bin gut, nicht Gott! ... Und wenn ich sage »Gott ist weise« – das ist nicht wahr: Ich bin weiser als er! Und wenn ich sage: »Gott ist ein Sein« – das ist nicht wahr: Er ist ein überschwebendes Sein und eine überseiende Nichtheit!*

Konsequent fordert Meister Eckhart:

*Deshalb schweig und kläff nicht von Gott!*

Das meint nicht etwa, dass man das unangemessene, das leichtfertige Wort lassen solle, sondern jegliche Rede. Ob fromme Predigt oder theologische Vorlesung – all das hat demnach etwas vom Getöse der Hunde an sich. So sagt Eckhart weiter:

*Willst du nun nicht tierisch werden, so verstehe nichts von dem Gott, der in kein Wort gefaßt ist.*

Doch das Schweigen macht asozial; wir bleiben auf unsere Sprache samt ihrer, d. h. unserer Vorstellungskraft angewiesen. Deshalb bietet Kohelets Mahnung einen einigermaßen lebensnahen Kompromiss: Er sagt nicht „Schweig!“, sondern etwas menschenfreundlicher: „Mach nicht viele Worte!“ (5,1). Dem schließe ich mich an und kehre dabei zu etwas einfacheren, weniger spekulativen Fundstücken meines Studiums zurück.

Wenn wir in der Theologie überhaupt etwas zu sagen haben, dann fällt dies nicht vom Himmel, sondern hat seine gut irdischen, gut kulturellen Gründe. Von einem Juden, der 1463 in Spanien starb, las ich, was mir zu denken gibt:

*Des Menschen Weisheit reicht nur so weit, wie seine Bücher reichen. Daher soll der Mensch alles, was er besitzt, verkaufen und sich dafür Bücher anschaffen. Wer Bücher liest, die nur geliehen sind, gehört zu*

<sup>6</sup> Hier und im folgenden aus Predigt 83 nach: *Meister Eckhart, Die deutschen Werke*, hg. von Josef Quint, Predigten, 3. Bd., Stuttgart 1976, S. 437–449 (eigene Übertragung ins Neuhochdeutsche).

denen, über die (im Buch Deuteronomium 28,66) gesagt wird: »Dein Leben schwebt vor deinen Augen in Gefahr.«<sup>7</sup>

Dies mag als überzogen erscheinen, wenigstens heutzutage als nicht realistisch: Muss man bei unserer Publikationsflut nicht doch auch Bücher ausleihen? Und was ist mit CD-Rom und Internet? Vor allem aber: Gibt es nicht doch auch die Erfahrungen, die uns nicht aus den Medien, nicht aus den Büchern zukommen, die Wahrnehmung dessen, was anderen um uns her widerfährt, was sie bewegt und überzeugt, womit sie zurechtkommen oder nicht – angefangen bei Familie und Freundschaft? Müsste nicht, wenn es um das Theologie-Betreiben geht, insbesondere von den vielen Anregungen durch Kolleginnen und Kollegen, Studentinnen und Studenten die Rede sein? – Doch dies alles ist in der Aussage des mittelalterlichen Juden nicht bestritten; sie setzt bloß eine Grenze: „*Des Menschen Weisheit reicht nur so weit, wie ...*“ – unsere Erfahrungen reichen nur so weit, wie unsere Bücher reichen. Wollen wir dem zustimmen? Jedenfalls, so meine ich, sollten wir ein tiefes Misstrauen gegenüber denen hegen, die sich auf Erfahrung berufen und das Lesen geringschätzen, sich vielleicht gar über das „*Bücher-Wissen*“ mokieren. Der Widerstand gegen solche Mentalitäten müsste bei uns theologisch und didaktisch ganz tief verwurzelt sein.

Kurz bevor ich mein Theologiestudium aufnahm, machte ich eine Camping-Tour durch die Schweiz. Im Kloster zu St. Gallen las ich über der breit einladenden Tür, die zur barocken Stiftsbibliothek führte:

ΨΥΧΗΣ ΙΑΤΡΕΙΟΝ

„Heilstätte der Seele“ – Ich fühlte mich zwar nicht psychisch krank; aber der Spruch setzte sich in mir fest (später bin ich nie mehr in dieser Bibliothek gewesen und habe ihn nie mehr gesehen). Damals meinte ich noch, wenn ich Theologie studierte, brächte ich mir intellektuell die Welt ins Reine. Dass dies nicht stimmte, lernte ich schnell; doch die Sympathie für den Spruch von St. Gallen blieb mir trotzdem bis heute erhalten.

So freute ich mich, als ich durch eine Staatsexamensarbeit eine niederrheinische Version kennen lernte. Eine Studentin befasste sich mit Thomas von Kempen (gest. 1471), dem mutmaßlichen Autor der weltberühmten »Nachfolge Christi«. Auf frommen Abbildungen gab man ihm das Motto zur Seite:

*In omnibus requiem quesivi* [Sie verstehen dies und entschuldigen, dass ich trotzdem übersetze: In allen Dingen suchte ich Ruhe], *et*

<sup>7</sup> *Jizchak Kampanton*, Sefär Darkej hag-Gemara, ed. Wien 1891, Nachdr. Jerusalem 1969, am Ende (nach: *Karlheinz Müller*, Juden über Bücher, Bibliotheken und ihre Benutzer. Ein Zuspruch aus dem hebräischen Mittelalter, in: *Zion – Ort der Begegnung*, hg. von Ferdinand Hahn u. a., Frankfurt a. M. 1993, S. 533–547, hier 537f).

*nusquam inveni* [und fand sie nirgends], *nisi* [außer] *In een hoecxken met een boecxken* [in einer stillen Ecke mit einem Buch].<sup>8</sup>

Gewiss leben wir nicht in klösterlicher Idylle (schon auf einem Gemälde des 16. Jahrhunderts aus der Sammlung Wallraf in Köln, mutmaßlich von Pieter Brueghel d. Ä., ist der Spruch lasziv variiert: „*In omnibus requiem quesivi nec inveni, nisi: In een hoekien met een D...ken [Deernken] en een boekjen*“<sup>9</sup>); doch ist die Maxime des Thomas ein ansprechendes Korrektiv gegen kulturarme Selbstfindungstrips. –

Wie komme ich jetzt nach diesen »Fußnoten und Anmerkungen« zu einem passenden Schluss der kleinen Vorlesung und meiner Dienstzeit?

Ich probiere dazu ein paar rhetorische Wendungen und Formeln aus:

Von vornherein verbietet sich mir am Ende das „*Amen*“ – das klänge mir nicht nur (trotz Meister Eckhart) zu fromm, sondern vor allem zu selbstsicher: wie „*das Amen in der Kirche*“, wie „*Ja und Amen*“. Nicht weit entfernt läge dann gar Luthers halb legendäre Rede-Schlussformel vor dem Reichstag zu Worms 1521:

*Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen.*

Da gefiele mir der Kontrast-Spruch des Philosophen Odo Marquard schon besser:

*Hier stehe ich und kann auch immer noch anders.*<sup>10</sup>

Bezeichnenderweise heißt das Reclam-Buch, in dem sich dieser Satz am Ende eines Beitrags findet, „*Abschied vom Prinzipiellen*“. Ich verwerfe auch dies für heute: Es ist mir zu programmatisch und klingt zu sehr nach genialem Selbstbewusstsein.

Ein ägyptischer Autor unseres Jahrhunderts erzählt in seiner Autobiographie, dass bei seinem Studium die Professoren der berühmten Universität Al-Azhar in Kairo jede Vorlesung mit der Wendung schließen mussten:

*Doch Gott weiß es besser (wa-llāhu a‘lam).*<sup>11</sup>

Wie mir ein muslimischer Student sagte, wäre im Misstrauen gegenüber professoralen Reden oft die rigorosere Formel angebracht:

*Gott weiß es (allāhu ya‘lam)*

– also nicht nur *besser*, sondern überhaupt nur er.

<sup>8</sup> Vgl. *Gabriela Kursawa*, Thomas von Kempen und die Devotio moderna – damals und heute. Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt für die Primarstufe, 9.6.1982, S. 60, Abb. 12: *Franz Kessler*, Thomas von Kempen mit aufgeschlagenem Buch und oben zitiertem Text, Städtisches Kramer-Museum Kempen.

<sup>9</sup> Vgl. *J[oseph] Mooren*, Nachrichten über Thomas a Kempis. Nebst einem Anhang von meistens noch ungedruckten Urkunden, Krefeld 1855, S. 184.

<sup>10</sup> Lob des Polytheismus, in: *Ders.*, Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 1981, S. 91–116, hier 111.

<sup>11</sup> *Ṭāhā Husain*, *Al-Ayyām*, Kairo 1992, S. 144. Allerdings muss dieser Satz der arabischen Grammatik gemäß nicht als komparativer Vergleich verstanden werden; man könnte ihn auch übersetzen „*Gott weiß es am besten*“, „... *weiß allüberlegen*“. Deshalb lautet er in der deutschen Ausgabe des Buchs (*Taha Hussain*, Jugendjahre in Kairo, Berlin 1986, S. 23): „Wie es eigentlich ist, weiß Gott allein!“ Aber dieser Formulierung entspricht eher der nächste Spruch.

Freilich muss, was so fromm bescheiden klingt, es nicht immer sein. Nicht selten könnte man ja auch schon von Kolleginnen und Kollegen sagen, dass sie „es besser wissen“.

Häufig beenden wir unsere Vorträge mit der Redensart:

*Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.*

Doch dies wäre mir heute zu banal.

Statt all dessen erscheint mir für dieses besondere Ende am trefflichsten der Satz, mit dem eine Studentin vor Jahren in einem Seminar ihr Referat erleichtert abschloss und den ich von ihr übernehme:

*Mehr ist mir nicht eingefallen.*